

Michał Olszewski

Fahrscheinnotizen

Prach, Prach, Waden

In jüngster Zeit war viel davon die Rede, dass das Gedröhn des Teppichklopfens unversehens aus der Stadtlandschaft verschwunden sei.

Geräusche, die sich ohne viel Aufhebens aus dem städtischen Raum verzogen haben, gibt es weitaus mehr. Das Knattern beim Anlassen eines Mopeds, die Schreie Gummitwist spielender Mädchen: »Knöchel, Fesseln, Waden, Knie, raus«; die Jungs brüllten beim Messerspicken: »Erste Niete, zweite Niete, dritte, Treffeer«. Eine auf Zündhölzern und einem Bröckchen Schwefel aufgebaute Buchse erzeugte einen lauten, trockenen Knall, wenn wir einen Stein auf sie herabfallen ließen. Mit Salpeter und Puderzucker ausgestopfte Spraydosen explodierten; in meiner Vaterstadt verkündeten die Fabriken Beginn und Ende der Frühschicht mit trostlosem Sirenengeheul; im Morgengrauen schmissen die Milchmänner krachend die Flaschenkästen vor die Läden. Und so weiter. Noch so ein Katalog, noch eine Schublade mehr, aus der wir anscheinend nur wertlosen Flitter hervorkramen.

Der Lärm des Teppichklopfens nimmt in dieser Kollektion einen besonderen Platz ein. Der dumpfe Hall, der Samstag für Samstag über der Stadt hing, zurückgeworfen, vervielfacht durch immer neue Teppichstangen (über die soziale Funktion der vier miteinander verschweißten Rohre ließe sich übrigens eine dickleibige Abhandlung schreiben), war das Symbol eines Wochenendrituals. Jeden Samstag blühte bei den Teppichstangen das Sippenleben, und Grund dafür war keineswegs ein Staubaugermangel: Der mit dem Klopfer malträtierte Teppich sah nur erheblich besser und frischer aus als ein selbst mit dem allerbesten ausländischen Hightech-Gerät gesaugter. Nebenbei konnte man mit den Nachbarn schwatzen, der Kumpel kam vorbei, um zuzuschauen und um über dies und das oder auch gar nichts zu plauschen. So war das.

Und dann im Winter, wenn der samstägliche Lärm die Tonart wechselte: An frostigen Tagen klang das flach und kurz, als wäre der Teppichklopfer eben dabei, eine Wand zu demolieren. Der Teppich lag ausgebreitet im Schnee, den Rücken nach oben gekehrt, wie auf der Folterbank. Man konnte in Schuhen auf ihm herumtrampeln. Klatsch, klatsch, klatsch, der Klopfer schlug ein auf den verharschenden Schnee. Die Feiertage oder die Ferien rückten näher. Vor Weihnachten sah der Schnee rund um meinen Wohnblock aus wie die Bilder von Malewitsch. Im Fernsehen liefen *Die wunderbaren Jahre*. Auf dem Schnee blieb ein graues Rechteck aus Staub zurück. Der Teppich, wieder im Haus, verströmte einen Duft von Sauberkeit, als wären die ihn bewohnenden Milben sämtlich im Weiß erfroren. Ein weiteres Mal vollendete das Rad der Zeit eine Umdrehung im Rhythmus gemessener Schläge. Prach, prach. Das ist fort. Ist vorbei. Manchmal, irgendwo, so als ob irgend etwas, irgendwas, weit weg, aber sicher ist's nicht. Es besteht auch kein Grund zum Weinen: Sonntags fährt ein Eisauto durch die Stadt. Schon von Weitem hört man eine Melodie, die an die berühmte Fünffonfolge aus *Unheimliche Begegnung der dritten Art* erinnert. Der nächste Mythos ist im Entstehen.

Die Brandstätte

Ich bin wieder losgefahren, den Dingen auf der Spur. Nicht sehr weit weg, grade mal bis hinter Gleiwitz. Und wieder eine große Überraschung.

Immer ertappe ich mich bei diesem Paradoxon: Es ist in meinem Leben vorgekommen, dass ich entlegene Plätze in Europa besuchte, ich bin imstande, über die komplizierte Situation in Tadschikistan und Kirgisien zu erzählen, ich kenne die Nöte der Farmer in den Rocky Mountains. Schön und gut.

Bis es auf einmal vorkommt, dass ich mit dem Personenzug um 5 Uhr 12 nach Kattowitz fahre und ungefähr in Trzebinia registriere, dass in dem Wagen hauptsächlich Frauen sitzen, sie mittleren Alters sind, sich im Gesicht irgendwie ähnlich sehen, vielleicht ist das Eigensinn, der sich ebenso tief unter die Haut gefressen hat, wie sich der Kohlenstaub in die Augenlider der Bergleute frisst; weiter nach Gleiwitz, wieder Personenzug, dann der Bus nach Ratibor.

Dort – Probleme mit dem Drogenschmuggel in der Stadt Osch, Frauenhandel, Wassermangel, Unmengen von geschmuggeltem Heroin und Erinnerungen an den Bürgerkrieg. Und hier nun sehe ich, dass sich, ganz in der Nähe, weite Räume auftun, von denen ich bislang keine Ahnung hatte. Ich wusste nicht, dass in Groß Rauden, umgeben von einem verwilderten Park, ein Zisterzienserkloster steht, dessen Erinnerungen an romanische Zeiten offen zutage liegen; dass sie dort eine der schönsten Kirchen Polens haben; dass das strenge Innere dieses Gotteshauses nicht durch das Barock verdorben wurde und sein Gewölbe den Gewölben der Dominikanerkirche in Toulouse verblüffend nahe steht; ich wusste nicht einmal, dass man in diesem Teil des Landes an die Kirchenbänke Listen der Gemeindeglieder pinnt, die einzelne Plätze käuflich erworben haben.

Mein Führer war der dortige Oberförster, Herr Zenon Pietras, in Groß Rauden schon über ein Vierteljahrhundert. Ich erwähne ihn namentlich, weil es einem in diesem Land nicht oft passiert, dass man auf einen Optimisten trifft. Gewiss, wir fuhren an den Ort, wo vor sechzehn Jahren der größte Waldbrand Polens gewütet hatte. An die neuntausend Hektar Baumbestand waren verbrannt. Bis heute fände man dort, wollte man die Schlacke durchsuchen, noch geschmolzene Feuerwehrgewichte. Auch zwei symbolische Grabsteine stehen da, zum Gedenken an die Feuerwehrleute, die in den Flammen starben. Die Ortsansässigen erinnern sich nur allzu gut an die vom Feuer verstümmelten Tiere und an die Angst, die Flammen könnten die im Wald verstreut liegenden kleinen Dörfer verschlingen.

Aber der Oberförster erzählte vor allem davon, wie er sich dauernd wunderte. Ist es etwa nicht sonderbar, dass die Informationstafeln für die Spaziergänger dastehen, wie sie gestanden haben, niemand hat sie ramponiert, niemand hat mit fettem Filzschift daran geschrieben, welche Fußballmannschaft man zu hassen habe? Genauso die Bänke – sie stehen mitten im Wald, fordern nachgerade dazu auf, sie zu Kleinholz zu machen. Eine Bank in solcher Abgeschiedenheit, das ist eine Provokation und eine Herausforderung, die Förster selbst haben diese Idee als Experiment betrachtet. So sind wir nun mal beschaffen. Und hier, fragt sich Oberförster Pietras – die Bänke heil und gesund? Nicht genug damit – Wilderer gibt es hier nicht, Holz wird keins gestohlen. Ein eher friedliches Völkchen. Und das Wichtigste: Der verbrannte Wald erwacht rasch wieder zum Leben, wo die Brandstätte war,

wachsen jetzt schon üppige Haine. Die Tiere sind zurückgekehrt. Ein ahnungsloser Reisender wird nicht mal merken, dass er durch ein Gebiet fährt, das eine große Katastrophe hinter sich hat. Zur Erinnerung an sie hat man ein paar verbrannte Bäume stehen lassen, die ihre verstümmelten Äste in den Himmel recken – zur Mahnung. Der Oberförster von Groß Rauden fährt also durch den Wald und sagt sich, so schrecklich, wie man überall herumposaunt, ist es nun wirklich nicht. Er hat überzeugende Beweise vorzuzeigen. Und ich frage, wie ist das möglich? Wie ist es möglich, dass ausgerechnet auf diesem schwierigen polnischen Boden eine Enklave existiert, in der es um den Optimismus gar nicht so schlecht bestellt ist? Und wieso erfahre ich davon so spät?

Herumhocken ist nicht Mode

Das Modell des Denkmals ist schon fast fertig. Man kann es im Atelier des Bildhauers Jacek Kucaba in Tarnów besichtigen. Auf einer Erhebung, etwas zurückgesetzt, eine hochaufgerichtete Schwangere, langes Haar, der Mund verzerrt in bitterer Enttäuschung. Die Mutter.

Daneben eine ältere Frau, ein leises, etwas ironisches Lächeln in dem glatten Gesicht. Jackett mit dicken Knöpfen, Handtasche. Die Großmutter. Sie hält den kurzbehosten Enkel an der Hand, der sie zu einer kleinen Erdkugel hinzieht.

Die ganze in Bronze gegossene Dreiergruppe soll in der Mitte einer Kaskadenfontäne auf dem Markt von Ryglice, einem kleinen Städtchen bei Tarnów, stehen. So hat sich das der Bürgermeister Bernard Karasiewicz ausgedacht. Er will den Emigranten ein Denkmal setzen, nicht unbedingt ein fröhliches und Hoffnung spendendes. Das Denkmal wird mitten auf dem großen Marktplatz stehen, neben der Figur des hl. Florian, ganz recht, damit jeder, der noch nicht ausgereist ist, aber auszureisen vorhat, jeder, der für einen Moment zurückgekommen ist und wieder wegfährt, jeder, der Familie im Ausland hat, einen Blick auf diese drei wirft und anfängt zu denken. Kostenpunkt – ca. hundertzwanzigtausend Zloty.

In Ryglice streiten sie sich, ob der Bürgermeister das Recht hat, derartige Betrachtungen anzustellen.

Ryglice ist die am weitesten nach Osten vorgeschobene Gemeinde Kleinpolens. Etwa elftausend Einwohner. Weiter nach Osten zu beginnt das Karpatenvorland. Einige zig Kilometer von hier südostwärts, mitten durch die sanfte Landschaft des Vorgebirges, verläuft die unsichtbare Grenze. Die Leute hausen dort in alten Gebäuden, die Höfe verwahrlost, an Ketten liegende Hunde, dampfender Mist. Aus den Katen quillt verbrauchte Luft.

Vom Ackerbau erhalten sich nur wenige. Sehr schwache Böden, hügeliges Gelände, es gibt also Ecken, wo du mit dem Traktor nicht hinaufkommst. Immer mehr der alten Ackerböden werden vom Wald verdrängt.

Seit die Grenzen offen sind, sieht man weniger junge Männer auf dem Marktplatz. Weniger Diskotheken, weil kaum noch einer da ist. Viele neue Häuser, von den Straßen aus sind frischer Verputz, intensive Farben und ziemlich gute Autos zu erkennen. Hinter den Plankenzäunen gleichmäßig geschnittener Rasen, gepflasterte Wege, Schaukeln. Im Winter Blumengestecke an den Haustüren wie in amerikanischen Filmen. Dass die Ortsansässigen abwandern, ist am deutlichsten in der Kir-

che zu sehen. An gewöhnlichen Sonntagen gibt es viel freien Platz in den Bänken, an Feiertagen ist es rappellvoll.

»Das alles stammt von schwerer Arbeit im Ausland. Wer in Tarnów arbeiten geht, der bringt's kaum zu was. Tja, die Staaten, und ob, Österreich, England, Schottland, die auch, das sind gute Richtungen«, erklärt mir eine von den vermögenden Einwohnerinnen in Ryglice. Wir sitzen im Wohnzimmer, ein riesiger Samsung-Fernseher, ringsum Andenken von Reisen in exotische Länder, auf einem Tischchen an der Wand warten Whiskey und Martini auf einen passenden Anlass. Ein solides, gut eingerichtetes Haus, ähnlich wie die in den Vororten von Wien oder München. Sie bittet, sie nicht mit Namen zu erwähnen. Sie wird mir nicht sagen, wie viel Geld sie verdient, wie viele Kinder sie hat. Keinerlei Hinweise. Nur so viel, dass sie geschuftet hat:

»Am Anfang haben wir beide, ich und mein Mann, uns im Ausland abgerackert wie die Pferde, körperlich, jetzt haben wir dort eine eigene Firma. Ich sitze hier, und mein Mann kommt immer mal her«, erzählt sie. »Tja, weil für immer weggehen? Wie denn? Die Möglichkeit ist ausgeschlossen. Hier steht es schlecht, aber wir sind hier geboren, er wie ich, wir können uns nicht vorstellen, irgendwo anders zu bauen und noch mal bei Null anzufangen.«

Ist die Trennung ein Problem?

Sie antwortet, ohne zu überlegen: »Es bleibt keine Zeit, sich zu sehnen. Zu viel zu tun. Nur die Abende ziehen sich manchmal hin.«

Aus der Gegend um Tarnów flüchten sie schon seit über hundert Jahren. Zuerst, vor dem Ersten Weltkrieg, fuhren sie in die Vereinigten Staaten, nach dem Ersten Weltkrieg in die Staaten und zur Einstellung mit Vertrag nach Frankreich, nach dem Zweiten Weltkrieg in die Staaten und nach Schlesien. In den siebziger Jahren in die tschechischen Fabriken. In den achtziger Jahren nach Österreich. Es gab auch noch eine innere Emigration. Die weniger Mutigen endeten in Tarnów, die Mutigeren – in Schlesien. In letzter Zeit fahren sie hauptsächlich nach Irland und England. Irena Wójcik, pensionierte Geschichtslehrerin, sieht die aufeinander folgenden Emigrantengenerationen als eine Art geologischen Querschnitt. Sie selbst ist die Tochter von Rückkehrern aus Frankreich. Ohne eigene Kinder, bekommt sie Postkarten von ihren Nichten aus Irland und Belgien.

Andenken gibt es in ihrem Haus nicht mehr viele. Eine achtzig Jahre alte verschlissene Landkarte von Frankreich (gern abzugeben), ein paar Fotos vom Vater, wie er aus der französischen Fabrik kommt, Glückwunschkarten, die zwischen Frankreich und Polen kursierten. Die restlichen Fotos, Pässe und Dokumente hat sie dem Kulturhaus abgetreten. Jetzt liegen sie brav im Schaukasten.

Irena Wójcik:

»Bis zum Zweiten Weltkrieg war die Gegend hier bitterarm. Ich kenne das aus den Erzählungen meiner Eltern. Die Schwestern gingen nicht zur selben Messe in die Kirche, weil sie nur ein Paar Schuhe besaßen. Der Bus von hier nach Tarnów kostete so viel, wie ein Schnitter vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang verdiente. Die Ärmeren gingen zu Fuß zur Arbeit nach Mościce. Zwanzig Kilometer in eine Richtung, weil sie sich die Fahrten nicht leisten konnten. Kein Wunder, dass auswanderte, wer konnte. Meine Mutter sehnte sich bis an ihr Lebensende zurück nach den Lichtern von Paris.«

Frau Wójcik vergleicht die, die vor langer Zeit emigrierten, mit denen, die heute ausreisen. Sie schüttelt missbilligend den Kopf. Worüber beschwerten sich diese Jungen? Woher nehmen sie das Recht, und wer von denen hat am eigenen Leib Hunger erfahren? Die Emigration von heute ist nicht eine Frage von Leben und Tod, sondern eine Wahl zwischen einem leichteren und einem schwereren Leben. Die Idee mit dem Denkmal hält sie für verfehlt. Was gibt es hier schon zu preisen und wem Ehre zu erweisen? Diesen verlassenem Häusern, dem Heimweh?

Verärgerte Einwohner von Ryglice rufen beim Bürgermeister an und schreiben an ihn. Mit welchem Recht dieses Denkmal, was sind das für Spinnereien? Er soll sich lieber um den Kauf von Kreide für die Schulen am Ort kümmern oder Asphalt legen lassen. Von der Kunst lässt er besser die Finger. Aber Karasiewicz bleibt unbittlich. Er hat sich das in den Kopf gesetzt und sich gelobt, er wird ein Denkmal errichten.

Aufgestoßen ist ihm das bei den Kommunalwahlen 2006. In seinem Heimatort stimmten sechzig Prozent der Berechtigten ab, dabei war die Wahlbeteiligung dort sonst immer hoch, die Bevölkerung politisch aufgeklärt. Er begann zu rechnen. Es kam heraus, dass sich innerhalb weniger Jahre ein paar Hundert Leute aus seiner nächsten Umgebung davongemacht hatten.

Ein handfester Kerl vom Dorf, seit 1991 als Bürgermeister im Amt, aber seine Gefühle vergräbt er nicht unterm Schreibtisch. Die Eltern waren gleich nach dem Krieg aus Frankreich zurückgekehrt. Die Mutter trauerte Zeit ihres Lebens jenem leichteren Dasein nach. In Ryglice fühlte sie sich wie in der Verbannung. Mit dem Vater stritt sie sich auf Französisch. Weit weg von der großen Welt, sehnte sie sich nach ihrem Saint-Etienne, nach der französischen Mode, der Freiheit und jenem beschwingteren Leben. Karasiewicz ist stolz, dass er ausschließlich zum Skifahren nach Frankreich fährt.

»Das hört sich vielleicht nicht sehr modern an, aber ich bin Lokalpatriot«, erklärt er. »Ich liebe meinen Platz, und ich möchte, dass die, die hier geboren werden, hier leben. Wenn ich im Dunkeln nach Hause fahre und die Häuser zähle, die leer stehen, die nur irgendeine Tante oder Oma hütet, zerreißt es mir das Herz. Ich treffe meine Kameraden, Freunde. Die leben, das hört sich jetzt vielleicht nicht sehr freundlich an, aber die leben im Spagat. In Deutschland werden die nie Deutsche sein. In Ryglice wollen sie nicht wohnen. Die blicken selber nicht mehr durch, woher sie stammen und was sie im Leben machen möchten. Für mich ist das eine Tragödie und keine Normalität.«

Da dachte er sich: Wir stellen ein Denkmal hin, dort, gegenüber vom Restaurant, wenn die jungen Leute da rauskommen, sollen sie ruhig einen Blick drauf werfen, vielleicht besinnt sich mancher doch. Für wen der neue Asphalt wohl ist, der Markt, ausgelegt mit funkelnagelneuen Pflastersteinen in drei Farben, seine Fahrerei in die Betriebe der Umgebung und die Suche nach Arbeitsplätzen für die Frauen, das vorzügliche Niveau am Gymnasium und am Lyzeum?

Der Abgeordnete Andrzej Jezior, das ist die lokale Opposition. Entschieden dagegen, Geld für ein Denkmal auszugeben. Gewiss, er ist sich im Klaren über die Schwere des Problems. Der sozial engagierte Feuerwehrmann kommt aus dem nahegelegenen Dębica, aus einer Familie, die seit Generationen in die Vereinigten Staaten fährt.

Die Leute hier sind angeblich aufgeschlossen, sie reisen in der Welt herum, man spürt die Welterfahrung, aber als es zum Streit kam, fiel ihnen sofort ein, dass er nicht von hier stammt. Ein anonymen Internetsurfer machte ihm auf seinem Blog bittere Vorwürfe (Originalfassung):

Wenn du, Herr Jezior, das bittre Brot in der Fremde mal zu schmecken kriegen würdest, z.B. in der Demokratie geboren bist und die Wache dir nicht genügend Knete einbringt, du nichts zum Leben hast, nichts für ein Studium, deine Frau in Polen auf dich warten würde, und du, der weiße Nigger, baggerst in England oder sonst wo, und du isst trocken Brot, sehnst dich nach deinem kleinen Kind, sehnst dich nach Polen, wenn du einfach ein andres Leben kennen würdest als wie bloß dein Diätenabfassen in der Gemeinde für das sogenannte Abgeordnetensein, du würdest deine Meinung ändern, hoho, mein Lieber, und wie würdest du das.

Jezior wird seine Meinung nicht ändern.

»Mit einem Denkmal halten wir die Leute nicht zurück. Ich weiß nicht mal, ob das sinnvoll wäre. Sollen sie fahren, sich was anschauen, was abgucken, Ideen mit nach Hause bringen«, argumentiert er. »Aber wir hier müssen, anstatt das Geld in Symbole zu pumpen, Arbeitsplätze schaffen, und sei es im Fremdenverkehr.«

In Ryglice und in Tarnów werden Männer zur Arbeit gesucht. Es fehlen Handwerker, Maurer, Tischler, Bauarbeiter, Angestellte in den Baumärkten. Immer das gleiche Mantra, so wie im ganzen Land: Sie zahlen zu wenig. Und Bürgermeister Karasiewicz zerbricht sich den Kopf:

»Wenn ein Arbeiter auf dem Bau heute im Monat dreitausend Zloty verdienen kann, was brauchen die dann noch mehr?«

Irena Wójcik:

»Wieso was? Meine Familie hat ums Überleben gekämpft, und die Jungen von heute suchen ihr Glück. Sie sehen im Fernsehen, wie das aussieht, wollen es probieren. Sie fahren in die Welt hinaus, kriegen eins auf die Nase.«

Aber Frau Wójcik ist überzeugt, ein Denkmal hält sie nicht zurück, selbst wenn es aus Gold wäre. Weil es heutzutage in Ryglice nicht Mode ist herumzuhocken. Das Denkmal wird aus Bronze sein. Zwei Frauen und ein Kind, eine Erdkugel, Sehnsucht, kein Vater. Ein Denkmal wie ein Vorwurf.

Verkitschte Masuren

In Masuren legen sie die Straßenbäume um. Straßenarbeiter fällen die alten Alleen, die noch unterm Deutschen an den gewundenen Chausseen entlang gepflanzt worden sind. Birken, Eschen, Kastanien, Linden. Dieselben, die sich im Sommer in grüne Hohlwege verwandelten, eine Atempause vor der Sonne gewährend, und sich in den Wintermonaten tief herabneigten wie die Fahnen bei einem Begräbnis. Ein für die nördliche Landschaft ebenso unentbehrliches Zubehör wie der Wasserturm oder der Bahnhof aus rotem Ziegelstein. Sie legen sie um zwischen Bialla und Lyck, rund um Oletzko, bei Rastenburg.

Die Gründe sind einfach: Die Straßen sind zu schmal, der Autoverkehr nimmt mehr und mehr zu. Über das schartige Zickzack des Asphalt bewegen sich Transitlaster, Touristen, Schmuggler, Gastarbeiter. Bewegt sich ein Volk, das damit befasst ist, eine neue Wirklichkeit aufzubauen. Samstag nachts kehren betrunkene Jungs im

Auto von ihren Vergnügungen heim. Die Fahrgeschwindigkeit steigt weiter, es ist ein Leichtes, aus der Kurve getragen zu werden oder einen uralten Baum zu rammen. Jede Woche hält Nachrichten über die Todesopfer der nördlichen Schönheit bereit.

In den Baumtunneln, am Ende jeder Geraden wird jedoch ein Problem sichtbar, das allgemeinerer Natur ist als die Entfernung zwischen Baumstämmen und Randstreifen: Im nordöstlichen Teil Polens liegt der Pragmatismus in einem erbitterten Kampf mit der Schönheit.

Dieses Gefecht hat einen besonderen Beigeschmack, da es sich in einem ungewöhnlichen Gelände abspielt. Nennen wir es – Jan Józef Lipski und Robert Traba von »Borussia« folgend – ein räumliches Depositum. Einen Mikrokosmos, der unverhofft als Erbe auf uns gekommen ist. Lipski wie Traba meinten damit das gesamte Gebiet, das nach dem Krieg aus deutscher Hand in polnische Hände übergang, ich will mich auf den Raum Masuren beschränken. Schon seit Längerem beobachte ich ihn mit wachsender Erbitterung. Die Art und Weise, wie wir jenes Erbe pflegen, ist zwiespältig.

Zwiespältig oder skandalös? Belassen wir es bei dem Fragezeichen – das, was heute in Masuren geschieht, ist zu kompliziert, um es mit einer simplen Geste der Verneinung abzutun.

Ja, ich empfinde Erbitterung. Pragmatik und Schönheit müssen einander nicht ausschließen. Der Wunsch nach einem bequemen Leben kann das Bedürfnis nach sich ziehen, mit der Geschichte pfleglich umzugehen. In Masuren indessen – und eben das kann ich nicht verstehen – ist diese Selbstverständlichkeit offenbar nach wie vor ein großes Geheimnis. Deshalb sind an den Nahtstellen zwischen dem neuen Polen und der Landschaft, die die auf winterlichen Wegen gen Westen flüchtenden Masuren aufgaben, Missklänge zu vernehmen.

Ein Missklang sind die Plastikfenster, eingesetzt in Vorkriegsgebäude aus rotem Ziegel. Passend wie die Turnschuhe zum Smoking. Es tut weh, wenn der Klinker, das unverzichtbare Element der masurischen Architektur, unter Plastikpaneelen, Styropor oder rosafarbenem Verputz verschwindet.

Wunderbar, dass meine Vaterstadt nach fünfzig Jahren ihr Gesicht wieder dem See zugewandt hat und die Boulevards erneut wimmeln von Menschen. Fast wie auf den Ansichtskarten aus der Vorkriegszeit. Die Tradition ist wieder aufgelebt, man kann ein Segelboot ausleihen oder im Schatten eines Sonnenschirms ein Bier trinken. Noch vor fünf Jahren war das undenkbar.

Doch wieso hat die neue Landschaft ein derart geschmackloses Gepräge angenommen, wieso sind Sprossen in Plastikfenstern, geschweifte Balustraden und das ungleiche Satteldach der Gipfel ästhetischen Vorstellungsvermögens in Masuren, haargenau wie in den anderen Teilen des Landes? Wieso sind in der neuen Architektur keinerlei Anknüpfungen an die lokale Bauweise der Vorkriegszeit zu erkennen? Fünfzehn Jahre nach dem Zusammenbruch des Kommunismus vollzieht sich in

Masuren noch immer ein paradoxer Prozess: Einerseits scheuen wir weder die Identität noch das Gedächtnis, die jahrzehntelang als fremd gegolten haben. Ja wie viele Generationen betrachten inzwischen die überkommene Hinterlassenschaft längst als ihren Besitz? Die jungen Einwohner von Masuren ziehen nicht bloß auf die Friedhöfe von damals, um die Grabsteine zu inventarisieren. Sondern auch,

um der Melancholie des Nordens zu frönen, um der Geschichte des Ortes, an dem sie geboren sind, hautnahe zu sein. Diese Geschichte, die sich zusammensetzt aus Eisenkreuzen, Familiennamen wie Rogalla, Kutschinsky oder Inschriften, die noch immer unter alten Putzschichten hervorkriechen, hat sich auf natürliche Weise von einer fremden in die eigene verwandelt.

Das Adjektiv »preußisch« elektrisiert schon seit Langem nicht mehr, ja es ist für immer neue Generationen in Masuren geborener Polen sogar ein Grund, stolz zu sein. Denn »preußisch«, das ist nach dem allgemeinem Verständnis nicht so sehr Arroganz und militärischer Drill als vielmehr ein phantastisches architektonisches Erbe, eine ursprüngliche Landschaft, ein von kühlen Lüften durchwehter Landstrich.

Wie vereinbart sich das mit der Tatsache, dass – andererseits – das mythische Masuren allmählich verschwindet? Denn das geht zweifelsohne vor sich. Dieser Prozess hat nichts zu tun mit meiner persönlichen Sehnsucht nach dem Land meiner Kinderjahre und dem Schnee von gestern. Die Welt der Stille, einer unergründlichen Nostalgie, die Landschaft eines Siegfried Lenz oder Erwin Kruk befindet sich schlicht auf dem Rückzug. Masurische Pfadfinder wollten einmal alle eigenmächtigen Bauverstöße und Beispiele wilden Bauens im Herzen von Masuren, also im Kreis Johannisburg, erfassen. Bei Nummer 2500 gaben sie auf. Masuren, zumindest sein schönster Teil, hat sich in ein touristisches Auffangbecken verwandelt.

Und das wäre nicht weiter schlimm, wäre da nicht noch das Niveau des Tourismus. Das neue Masuren, das ist die Hochsaison in Nikolaiken, Sensburg, Johannisburg, Lötzen, Ortschaften, die ich längst von der Ferienwanderkarte gestrichen habe, weil sie mehrere Sommermonate lang außer Lärm und Schmutz nichts zu bieten haben. Das ist eine schrille, kreischende Wirklichkeit, ideal für Liebhaber von Motorbootjagen. In der Urlaubszeit erinnern sie an ein buntes Bonbon, nach der Saison an ein neuzeitliches Schlachtfeld, über das eine Horde von Menschen hinweggestürmt ist, die nach schneller und intensiver Erholung lechzen. Zurück bleibt eine Landschaft voller Müll, Bierdosen und regenbogenfarbener Benzinlachen auf den Gewässern der Seen.

Das uns Vererbte, das sind nicht allein die offensichtlichen Bestandteile der masurischen Landschaft, die Traba benennt: der Friedhof, die neugotische Kirche, der Bahnhof, das Kreuzritterschloss, der Palast oder der Herrenhof. Es sind auch die Straßen, das Aussehen der Einfamilienhäuser, das wellige Gelände. Auch das Wissen darum, dass architektonische Fehlgriffe von den Ausmaßen des Hotels Gołębiewski in Nikolaiken fatale Risse im Bild der Landschaft zur Folge haben. Das Gefühl dafür, dass man nicht überall bauen darf. Dieses Bewusstsein fehlt. Deshalb verkommt das Landschaftsbild von Masuren rascher als zu Zeiten der Volksrepublik Polen, als der Nordosten eine schwer zugängliche und wie in einem Eisblock eingeschlossene Zone war.

Jahrzehnte hindurch verkam das uns anvertraute Depositum allmählich. In aller Stille verfielen die Höfe der Vororte. Gemütlich prasselte in den Öfen das Feuer, entfacht von einer ehemals deutschen Kommode oder einem ehemals deutschen Stuhl. Die von sowjetischen Mörsern zerstörten Städte wurden projiziert mit dem Ziel, mit jedweder Kontinuität zwischen neuer Architektur und den Relikten aus Vorkriegszeiten zu brechen. Heimlich, still und leise verschwand das Fremde aus der Landschaft. Den Mietshäusern reicher Bürger gegenüber wuchsen kantige Plat-

tenbauten empor, in den erhalten gebliebenen Straßenzügen erschienen Plomben aus Eisenbeton.

Masuren war keine Ausnahme, und es bestünde kein Bedarf, noch einmal an die alten Wunden zu rühren, wäre da nicht der Umstand, dass neue aufreißen. Wir haben bislang kein gedankliches Konzept erarbeitet, wie wir den Schutz des Raums Masuren mit dem offenkundigen Bedürfnis nach Komfort in Einklang bringen können. Wenn Überlegungen dazu überhaupt auftauchen, dann in engen Historikerkreisen. Ohne Strahlung nach außen.

Wo wären demnach die Reste des Mythos Masuren zu suchen? Vielleicht im Winter oder in der Mitte des verregneten Herbstes, vielleicht weit entfernt vom Herzen der Region, welches hastig und gedankenlos schlägt?

Kann aus Erbitterung ein ganzheitliches Projekt geboren werden, das mehr unter Schutz stellen würde als ein paar vereinzelte Kleinodien, die man aus der Landschaft herauslöst? Für mich ist das schwer vorstellbar. Wir werden Masuren nicht zum Freilichtmuseum machen, werden es nicht mit Stacheldraht umzäunen. Eine öffentliche Zustimmung zum Schutz gibt es nur für Bruchteile des Ganzen. Immerhin sollten wir daran erinnern, dass vor gut einem Dutzend Jahren Naturschützer die Idee anmeldeten, einen Nationalpark Masuren ins Leben zu rufen. Das Projekt stieß auf vernichtende Kritik.

Es gibt keine einfache Antwort auf die Frage, ob die letzten zwanzig Jahre eine Zeit der tatsächlichen Wiederherstellung des Depositums Masuren waren oder vielmehr eine weitere Etappe in der Geschichte seines Verfalls.

Mehr noch, der öffentliche Ruf nach entschiedenem Schutz des masurischen Erbes erfordert eine Menge Mut. Dies ist keine günstige Zeit für Fragen nach Kontinuität, Schutz und dergleichen. Im Handumdrehen melden sich gereizte Stimmen zu Wort: Es herrscht Armut, Entwicklung muss sein, wir bauen mit dem, was wir haben, und nicht mit dem, was wir haben möchten, Holz ist teurer als Plastik, und in den Schulen von Masuren frieren die Kinder, wenn es nicht jedes Jahr für ein paar Monate den Ansturm der Touristen gäbe, würde Masuren Hungers sterben. Und so fort. Man kann schwerlich jemandem das Recht zu solchen Auffassungen absprechen. Aber geht Wohlhabenheit immer einher mit erlesener Ästhetik?

Wenn ja, dann besteht kein Grund zu Befürchtungen – in reichlich zehn Jahren werden die Bewohner des nordöstlichen Winkels von Polen gewiss mehr Geld haben als heute, und dann bauen sie mit größerer Achtung vor der Landschaft und der Geschichte. Wir werden den grässlichen Putz herunterreißen und in den Schulgebäuden aus Vorkriegszeiten die Plastikfenster gegen Fenster aus Holz austauschen. Und die Alleen? An die Stelle der gefälltten Bäume pflanzen wir neue, reicher um das Wissen, dass man auf den Straßen Masurens ganz einfach langsamer zu fahren hat.

Das zu glauben fällt schwer. Vorerst triumphiert die sogenannte historische Notwendigkeit. Falls sie siegt, bleiben uns Kirchen, kleine Friedhöfe, alte Bahnhöfe als Erbe – vereinzelte Sehenswürdigkeiten, die untergehen zwischen Geschmacklosigkeit und Stümperei.

Bunker verschwunden

In Auschwitz hat es eine große Veränderung gegeben. Das Kaufhaus »Regenbogen« ist vom Marktplatz verschwunden und mit ihm das Kriegsgeheimnis, das es in sich barg.

Gewesen aber ist das so: 1943 bauten die Deutschen im Zentrum des Städtchens Auschwitz einen massiven Bunker. Auf Fotos aus der Kriegszeit sieht der galizische Marktplatz aus, als wäre mitten in seinem Herzen ein Betongeschwür von regelmäßiger Gestalt aufgeschossen.

Der Bunker überstand den Krieg unangetastet. Bald nach der Befreiung umrahmten ihn die Einwohner mit Bäumen. Im Schatten der Bäume standen Bänke, damit sich setzen konnte, wer auf den Bus wartete. Das Auschwitz jener Jahre war, wie es heißt, eine tief im Schatten des Lagers versunkene traurige Stadt.

Gegen Ende der sechziger Jahre verschwanden die Bäume, es wurde mit Volldampf gebaut. In Auschwitz flossen Asphalt und Zement, es entstanden Wohnblocks, ein Krankenhaus, der Bahnhof. Der Bunker gab für das Kaufhaus »Regenbogen«, in dem die Bevölkerung Emaillegeschirr aus Olkusz, Kinderwagen, Übergangsmäntel und Hochzeitsanzüge erstehen konnte, den Unterbau ab. Das Geschwür verschwand, zugedeckt von der Wirtschaftsarchitektur aus den mittleren Jahren der Volksrepublik, von der in jedem Winkel unserer heimischen Landschaft noch heute eine Menge herumsteht. Du sagst »Regenbogen«, und man weiß Bescheid. Die horizontalen verglasten Gebäude von Augustów bis Hirschberg, von Stettin bis Ustrzyki Dolne, Herrensalon, Damensalon, Regenbogen, Morgenröte, Uniwersam, im ersten Stock die Stände für Oberbekleidung, auf seltsame Weise Museen ähnelnd, wir erinnern uns schließlich, mit wie viel Pietismus und Andacht die Kunden den Stoff zwischen den Fingern prüften oder sich vor den Kabinenspiegeln um sich selber drehten; im Erdgeschoss die Lebensmittelabteilung, darin Milch in Flaschen. Für viele Einwohner der Stadt war das optimistische »Regenbogen« der Inbegriff all dessen, was in dem neuengerichteten Vaterland zum Besten gehörte. Noch später begann es rund um das »Regenbogen« wirklich bunt zu werden, es entfalteten sich Sonnenschirme, bedruckt mit den Namen der Brauereien, Bänke wurden aufgestellt, Musik war zu hören, ich habe mir dort mit meinen Freunden so manches Bier genehmigt. An den Scheiben stand plötzlich angeschrieben »Alles für 4 Zloty«. Angeblich hatte ein Teil der jungen Bewohner der Stadt keine Ahnung davon, dass sie ihr Bier vor der Wand eines Bunkers tranken.

Schon seit ein paar Jahren debattierten die lokalen Behörden darüber, ob das Gebäude stehen bleiben oder bis auf die Grundfesten abgerissen werden solle.

Den Sieg trug eine Konzeption davon, die die Stadträtin Grażyna Kopeć 2006 aufs Schönste in Worte fasste: »Das Objekt Bunker gehört aus vielen Beweggründen abgetragen zu werden.« Warum? Lasst es uns hinzufügen. Weil es verschandelt. Weil es uns daran hindert zu sehen, wie schön Auschwitz früher einmal ausgesehen hat. Weil es die Touristen abschreckt. Weil es an den Krieg sowie an den Kommunismus erinnert, es ist sogar schwierig festzustellen, an was mehr, denn schließlich ist das hier eine aus Stockwerken bestehende und verzwickte Konstruktion, ein typisches polnisches Palimpsest, man kann nicht bis ins Letzte sagen, wo der Deutsche aufhört und der Kommunist anfängt, wo die Reparaturannahme für Feuerzeuge ist und wo der Stand für schwere Maschinengewehre. Weil in Auschwitz die höchst

lebendige Überzeugung herrscht, dass die Stadt, wären nicht der Krieg und das Lager gewesen, ein Riese von europäischem Ausmaß wäre und dass der allgegenwärtige Schatten des Krieges die Investoren nach wie vor abstößt, die im andern Falle aus allen Himmelsrichtungen mit ihren Fabriken und ihrem Geld herbeigeströmt kämen. Weil in Auschwitz noch immer der Wunschtraum stark verbreitet ist, die Stadt möge nicht mit dem Lager und dem Krieg als solchen in Verbindung gebracht werden, die Anwesenheit des Lagers nicht den geringsten Einfluss haben. Die Stadt soll eine nett anzuschauende Touristenattraktion sein, ein schönes, träges Wunder galizischer Denkkungsart aus der Zeit vor dem Krieg, ich würde sogar schreiben, durchdrungen vom Schulzchen Geiste, aber ich schreibe es nicht, denn auch Schulz bedeutet Krieg¹. Diesen Überzeugungen liegt das tragische Schicksal von Menschen zugrunde, die sich nicht mit der Tatsache abfinden können, dass ihre Vaterstadt ein für allemal eine Beigabe zu einem Konzentrationslager sein wird. Lasst uns die Lokalausgabe der »Gazeta Krakowska« vom 9. Dezember 2009 zitieren:

»Wir alle bringen diesen Bunker mit dem Krieg in Verbindung, mit andern Worten, mit dem Allerschlimmsten«, sagt Józef Figura aus dem Stadtteil Altstadt in Auschwitz. »Für die Einwohner der Stadt ist die Geschichte jener Zeit besonders schmerzlich.« Er fügt hinzu, er ist froh, dass er, wenn er das Haus verlässt, sich nun nicht mehr jeden Tag dieses verhasste Symbol der deutschen Besatzung ansehen muss.

Es gibt weder den Bunker noch das »Regenbogen«. Sie verschandeln nicht, erinnern nicht, sie sind kein Geschwür und auch gar nichts anderes mehr, es gibt sie nur noch auf Fotos.

Allerdings gibt es auch erste Signale, was Józef Figura künftig im Zentrum von Auschwitz bewundern wird. Designer aus Gleiwitz stellten jüngst ihre Idee vor. Anstelle von Krieg und Kommunismus wird es eine Bühne für Künstler geben, dazu ein paar Bäume, ein paar Bänke, eine Fontäne und eine in die neue Platte des Marktes eingelassene Beleuchtung.

Auf den ersten Blick eine überschaubare, minimalistische Architektur, ohne Pomp und besondere Ambitionen. Platz für Schatten scheint es darin auch irgendwie weniger zu geben.

Obwohl, Letzteres muss eine Täuschung sein.

Aus dem Polnischen von Roswitha Matwin-Buschmann

Die fünf Fragmente (buch, buch, łody; pogorzelsko; nie ma mody na siedzenie; tandetne Mazury; po bunkrze) sind dem Band »zapiski na biletach«, Warszawa 2010, entnommen.

Copyright © by Wydawnictwo W.A.B., 2010

Anmerkung

¹ Der polnisch-jüdische Schriftsteller und Grafiker Bruno Schulz wurde am 19. November 1942 in Drohobycz auf offener Straße von einem Mitglied der Gestapo erschossen (Anm. d. Red.).